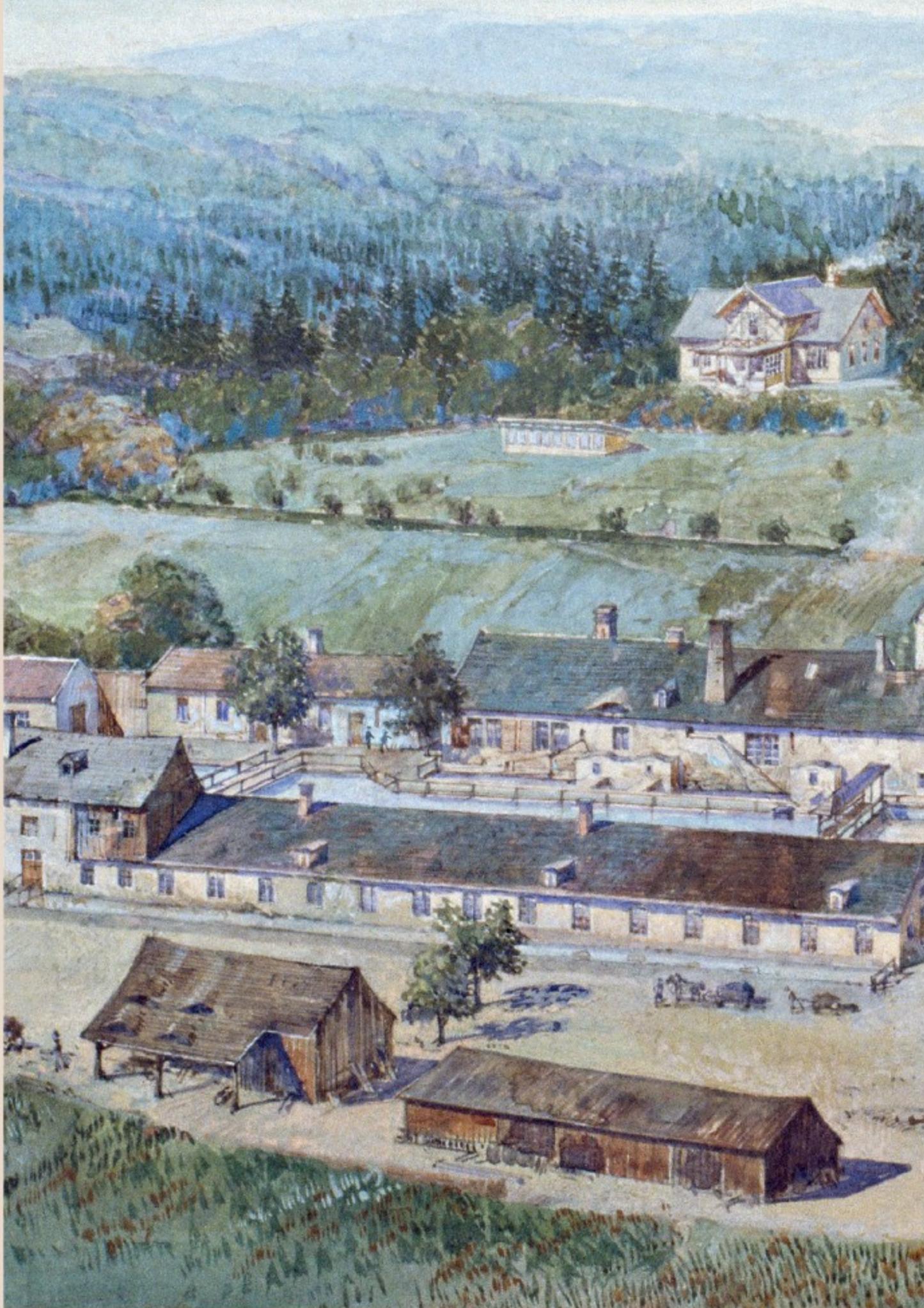


Charlotte Natmeßnig / Veit Schmid-Schmidst

Familienunterneh

Ökonomie, Geschichte, V



Familienunternehmen

Ökonomie, Geschichte, Werte

Herausgegeben von

Charlotte Natmeßnig und Veit Schmid-Schmidsfelden

Mit Beiträgen von

**Peter Eigner, Dominik Gnirs, Heinrich Liechtenstein,
Charlotte Natmeßnig, Hermann Rauchenschwandtner,
Wilfried Stadler und Josep Tàpies**

MANZ 

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Sämtliche Angaben in diesem Buch erfolgen trotz sorgfältiger Bearbeitung ohne Gewähr; eine Haftung der Herausgeber, der Autoren sowie des Verlages ist ausgeschlossen.

ISBN 978-3-214-01975-4

© 2016 Manz'sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung GmbH, Wien
Telefon: (01) 531 61-0
E-Mail: verlag@manz.at
www.manz.at

Coverbild: Privatarchiv Veit Schmid-Schmidfelden
Fotonachweise Bildteil: Privatarchiv Veit Schmid-Schmidfelden,
sofern nicht anders angegeben
Datenkonvertierung und Satzherstellung: Christian Taufer
Druck: FINIDR, s.r.o., Český Těšín

Vorwort und Einleitung

Vor etwas mehr als 300 Jahren – im Jahr 1710 – übernimmt Anton Franz Schmid von Schmidfelden, der bereits seit 1691 in Presnitz/Nordböhmen einen Kupferhammer betrieben hatte, südlich von Wien den Wöllersdorfer Hammer und setzt damit den Beginn der industriellen Tätigkeit der Familie Schmid-Schmidfelden in der Eisen- und Metallbranche Niederösterreichs. Nach wie vor sind heute einzelne Mitglieder der Unternehmerfamilie in diesem Feld tätig und es ist bereits die zehnte Generation, die nunmehr ihre berufliche Laufbahn mit dem Einstieg in Industriebetriebe dieser Sparte antritt.

Das Jubiläum einer Familie, die ursprünglich aus Biberach stammt und deren Vorväter bedeutende Politiker dieser Stadt waren und für ihre Verdienste während des Dreißigjährigen Krieges von Kaiser Leopold I. mit dem Adelsprädikat von Schmidfelden ausgezeichnet wurden (Abb. 1), warf für die Herausgeber dieses Bandes einige Fragen auf: Soll dieses Jubiläum einfach negiert werden, und wenn ja, wäre dies nicht unfair der kommenden Generation gegenüber? Oder sollte neuerlich eine reine Familiengeschichte, wie sie bereits von einigen Mitgliedern der Familie in den 1930er Jahren und nach dem Zweiten Weltkrieg geschrieben wurde, herausgegeben werden? Liefe man dabei nicht Gefahr, trotz Aufzählung der Misserfolge die Leistungen der Familie zu überhöhen und damit von einem breiteren Leserkreis der eitlen Selbstdarstellung geziehen zu werden, trotz des berechtigten Stolzes auf die unternehmerischen Schritte, die innovativ denkende und agierende Vorfahren in den vergangenen Jahrhunderten setzten?

Allen Bedenken zum Trotz lässt sich ganz speziell ein Begriff oder Wert, jener der Nachhaltigkeit nämlich, wie ein roter Faden durch die 300-jährige Tätigkeit der Familie Schmid-Schmidfelden verfolgen. Drei Mal führt der sogenannte „entrepreneurial spirit“ eines Familienmitglieds zur Gründung von Unternehmen, die sich über mehrere Generationen im Besitz und unter der Leitung der Familie befinden. Auch die Tatsache, dass gegenwärtig nach wie vor einzelne Mitglieder der Familie unternehmerisch in der Metallbranche tätig sind, – zwar nicht mehr in Familienbetrieben, die schon mehrere Generationen im Besitz der Familie sind, sondern sie haben eigene Unternehmen gegründet und führen diese als Eigentümerunternehmen in der ersten Generation –, ist Beispiel dafür, dass Nachhaltigkeit nicht bloß zu einem Vokabel verkommen, sondern immer noch ein die berufliche Tätigkeit bestimmender Wert ist.

Vom Wert der Nachhaltigkeit ausgehend, der die Führung sowohl von Familienunternehmen als auch von Eigentümerunternehmen wesentlich bestimmen sollte, wurde die nunmehr vorliegende Publikation konzipiert. Wie schon aus dem Titel des Buchs hervorgeht, war es uns Anliegen, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu verbinden, einen Rahmen zu finden, in den die in diesem Band versammelten Beiträge eingebettet sind.

Schon Joseph Schumpeter stellt die Wirtschaftsgeschichte an die oberste Stelle der fünf Disziplinen, die sich im Werkzeugkasten eines Sozioökonomen befinden. So vertritt er beispielsweise die Ansicht, dass sich ohne die Kenntnis, wie und unter welchen wirtschaftlichen Rahmenbedingungen eine Statistik erstellt wurde, diese keine schlüssigen Aussagen zuließe. Die

Wirtschaftsgeschichte ist somit jene Disziplin, die Erklärungen bietet, in welchem Zusammenhang Gesellschaft und Wirtschaft wirken bzw. wie eine die andere bedingt und umgekehrt – so wie das gegenwärtig theoretisch nach wie vor vorherrschende neoliberale Paradigma nicht ohne die Globalisierung, den Rückzug des Staates aus vielen seiner Aufgaben und den die Gesellschaft prägenden Individualismus zu denken ist. Die Geschichte der industriellen Tätigkeit einer Familie kann daher nicht ohne den Bezug auf die Wirtschaftsgeschichte und die Ökonomie geschrieben werden, sie steckt in unserem Fall aber auch den zeitlichen Rahmen für die beiden das Buch einleitenden Kapitel, nach denen dann die wirtschaftlichen Aktivitäten der Familie Schmid-Schmidfelden in den letzten 300 Jahren dargestellt werden.

Peter Eigner hat die Aufgabe übernommen, die Entwicklung der österreichischen Wirtschaft seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart nachzuvollziehen. Er veranschaulicht damit gleichzeitig, in welchem wirtschaftlichen Umfeld die einzelnen Generationen Schmid-Schmidfelden tätig waren. Den Fokus legt er hierbei auf das Gebiet der heutigen österreichischen Republik, wobei er aber, so lange Österreich Teil der großen wirtschaftlichen Einheit war, den die Habsburger-Monarchie repräsentierte, immer wieder auf die wirtschaftliche Entwicklung der österreichisch-ungarischen Monarchie verweist und dabei gleichzeitig auf aktuelle wissenschaftliche Diskurse – wie beispielsweise über Industrialisierungsverlauf und -tempo der Donaumonarchie – rekurriert. Der Rahmen wird weiter gespannt: über die Erste österreichische Republik, die, obwohl mit dem zweitgrößten Erbteil der Monarchie ausgestattet, erst 1928 wieder an das wirtschaftliche Niveau von 1913 anschließen kann, die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise, des Zweiten Weltkriegs, die Wiederaufbauphase danach und den wirtschaftlichen Erfolg der Zweiten Republik, der zum Aufstieg in die Ränge der reichsten OECD-Länder führt, sowie den Ausbau Österreichs zum Wohlfahrtsstaat in der Kreisky-Ära, der infolge des wirtschaftstheoretischen Paradigmenwechsels zunehmend in Frage gestellt wird, bis hin zur gegenwärtig immer noch brisanten wirtschaftlichen Situation, Folgen der von den USA ausgehenden Finanzkrise des Jahres 2008, die bis heute einen erheblichen Einfluss auf Politik und Wirtschaft nehmen.

Der erste Schmid-Schmidfelden setzt seine ersten Schritte in der österreichischen Metallbranche lange bevor Adam Smith sein bekanntestes und häufig missinterpretiertes Werk „Wealth of Nations“ – die darin beschriebene „unsichtbare Hand“ wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts von ihrer „göttlichen Konnotation“ befreit und mit der Wirkungskraft der Märkte gleichgesetzt – publizierte und seither als der Begründer der Klassischen Ökonomie galt.

Der Ökonom Hermann Rauchenschwandtner widmet sich in seinem Beitrag dem Entstehen der modernen ökonomischen Theorien und erörtert die philosophischen Ideen, die in die moderne Ökonomie eingeflossen sind bzw. ihr Aufkommen bedingt haben. Ehe er sich aber mit der Herkunft der modernen Ökonomie auseinandersetzt, präsentiert er einen ausführlichen Befund des gegenwärtigen ökonomischen Denkens, das er in einem Zustand erkenntnistheoretischer Orientierungslosigkeit verortet: „Ökonomik stolperte in eine formale Orientierungslosigkeit.“ Seinen Artikel beschließt die Auseinandersetzung mit dem Stellenwert des Unternehmertheorems in der modernen Wirtschaftstheorie.

Gleichsam eingeleitet von diesen beiden Artikeln folgen Charlotte Natmeßnigs Ausführungen über die industriellen Tätigkeiten der Familie Schmid-Schmidfelden in Österreich, ebenfalls ein Beitrag, der von der Vergangenheit in die Gegenwart führt. Sie zeigt in einer chronologi-

schen Abhandlung anhand der verschiedenen Standorte der Unternehmen, dass die unternehmerischen Tätigkeiten vielfach von Innovationen getragen waren und dass sich in zwei Fällen das von einem Familienmitglied gegründete Unternehmen zu einem reinen Familienunternehmen entwickelte. So liegt sowohl in Wöllersdorf als auch in Wilhelmsburg die alleinige Entscheidungsgewalt immer in der Hand von Mitgliedern der Familie. Ein wenig anders verhält es sich im Fall der Eisenwerksgesellschaft Styria, die aus der Verlegung des Wöllersdorfer Betriebes nach Wasendorf in der Steiermark hervorgeht. Josef Karl Mathäus Schmid von Schmidfelden gründet dieses Werk mit einem Partner, der gleichberechtigt an der Führung des Unternehmens beteiligt ist. Dennoch kann auch in diesem Fall von einem Familienunternehmen gesprochen werden, da ab dem frühen 20. Jahrhundert mehrere Mitglieder der Familie Schmid-Schmidfelden in die Leitung des Unternehmens eingebunden sind und dieses letztlich ab den frühen 1930er Jahren zur Gänze von Vertretern der Familie geführt wird. Wilhelmsburg, das zeitgleich mit der Styria zu Beginn der 1870er Jahre entsteht, bleibt über etwas mehr als 100 Jahre in reinem Familienbesitz. Auf seinen Gründer Moriz Schmid von Schmidfelden geht auch das mit aus der österreichischen und böhmischen Metallindustrie kommenden Partnern gemeinsam zu Beginn der 1890er Jahre eingegangene industrielle Engagement in Bosnien-Herzegowina zurück. Obwohl die Eisen- und Stahlindustrie Zenica nicht als Familienunternehmen angesehen werden kann, zeigt der Exkurs über die Aktivitäten österreichischer Eisenindustrieller in Mittelbosnien, dass Moriz Schmid von Schmidfelden und seine Söhne ganz wesentlich die Gründungsjahre des Unternehmens prägen, dessen weitere Entwicklung exemplarisch für viele Unternehmen in der Donaumonarchie gesehen werden kann: Zunehmende Einflussnahme einer Wiener Großbank führt zu dessen Umwandlung in eine Aktiengesellschaft und letztendlich aufgrund des Zerfalls der Habsburgermonarchie und der Entstehung der einzelnen Nationalstaaten zum Verlust des Unternehmens für die ehemaligen Eigentümer. Eine Familie, die immer wieder Unternehmer hervorbrachte, die im Schumpeterschen Sinne Neuland betraten und sich durch innovative Leistungen auszeichneten, zeugt von Nachhaltigkeit, ein Begriff, der im heutigen Wirtschaftsdenken oftmals nicht mehr relevant zu sein scheint. Es gelang den einzelnen Mitgliedern der Familie, die Wirren des Ersten Weltkriegs zu überstehen und ihre Unternehmen durch dessen schwierige wirtschaftliche Folgeerscheinungen zu manövrieren und auch die krisenhaften Erscheinungen der Weltwirtschaftskrise zu meistern. Nicht ohne Folgen bleibt die Tatsache, dass sowohl das Wasendorfer als auch das Wilhelmsburger Unternehmen im Zweiten Weltkrieg für die deutsche Rüstungsindustrie tätig sind.

Dass dieser Beitrag auf Basis einer sehr heterogenen Quellenlage entstand, ist Abbild der allgemeinen Situation von Unternehmensarchiven österreichischer Firmen, die in sehr vielen Fällen leider nicht systematisch angelegt wurden. Das trifft auch auf die Unternehmungen der Familie Schmid-Schmidfelden zu; über weite Strecken sind familieneigene Unterlagen nur sehr selten aufzufinden. So weiterführendes Material eruiert werden konnte, wurde auf die Bestände des Österreichischen Staatsarchivs und der verschiedenen Landesarchive sowie auf die bestehende Sekundärliteratur zurückgegriffen.

Vom historischen Verlauf der Schmid'schen Unternehmungen wird mit dem Beitrag über österreichische Familienunternehmen nach der Finanzkrise von 2008 der Bogen in die Gegenwart bzw. die unmittelbare Vergangenheit der letzten sieben Jahre gezogen. Wilfried Stadler, Ökonom und langjähriger CEO einer führenden Industriebank, illustriert, wie sehr die Umsetzung unternehmerischer Ziele gerade hinsichtlich ihrer Nachhaltigkeit auf den richti-

gen Finanzierungsformen aufbaut. Fokussierend auf diesen Zusammenhang zeigt er, dass auch in sehr volatilen Umfeldbedingungen die auf Langfristigkeit ausgelegte Strategie dann erfolgreich umsetzbar ist, wenn Finanzierungsformen, Finanzpartner und die dazu notwendige Firmenkultur übereinstimmen. Auch hat die Finanzkrise von 2008, die zum gegenwärtigen Zeitpunkt immer noch nicht restlos überwunden ist, deutlich gemacht, von welchem entscheidendem Einfluss die von Wilfried Stadler aufgezeigten Zusammenhänge für die unternehmerische Nachhaltigkeit von Familienunternehmen sind.

Kreativität und Innovationskraft als Essenz unternehmerischer Vitalität muss, will ein Unternehmen oder eine Familie langfristig erfolgreich sein, gepaart sein mit einem sehr bewussten Umgang mit Werten. Werte, ein Begriff mit vielen Konnotationen, dienten in den letzten Jahren immer wieder als Schlaglichter in Diskussionen oder kritischen Berichterstattungen über die tektonischen Verwerfungen des gegenwärtigen Wirtschaftssystems. Was aber sind Werte, was können wir darunter verstehen? Um diese immer wiederkehrenden Fragen zu erhellen, wurde Dominik Gnirs eingeladen, das dazu notwendige Fundament zu legen. Die Antwort auf die Frage: „Was soll ich tun?“ ist weniger abhängig von Emotionen, Egozentrismus oder Zufall, sondern basiert, wie Gnirs herausstreicht, auf einem gelebten Wertegerüst und verhilft in ihrer unternehmerischen Umsetzung erst durch dieses zur notwendigen Sicherheit, die erst die Basis für die angestrebte Nachhaltigkeit ermöglicht und legt.

Der konkreten Rolle von Werten in Familienunternehmen und wie deren Entscheidungsträger mit ihnen umgehen sollten, widmet sich das letzte Kapitel des vorliegenden Bandes, das damit gleichzeitig in die Zukunft weist, werden doch ganz bestimmte Werte als strategisch wertvoll für die Langfristigkeit eines Familienunternehmens aufgezeigt. Heinrich Liechtenstein und Josep Tàpies beschreiben diese anhand von konkreten Beispielen von Familienunternehmen und Aussagen ihrer Führungskräfte; dabei wird klar, dass diese nur dann nachhaltig und erfolgreich agieren können, wenn ein Familienunternehmen über ein ganz bestimmtes Gerüst von klar ausgesprochenen Werten verfügt, die sich nicht immer mit den Werten „normaler“ Unternehmen decken müssen. Solch ein klar definiertes Wertegerüst eines Familienunternehmens ist demnach auch Voraussetzung, um den „entrepreneurial spirit“ in einer Unternehmerfamilie zu erhalten. Auch dazu will dieses Buch einen Beitrag leisten.

Wie immer bei einer Publikation wäre auch die vorliegende nicht ohne die Hilfe vieler Personen zustande gekommen: Bedanken möchten wir uns an erster Stelle bei den Autoren, die für die Mitarbeit gewonnen werden konnten und im Rahmen einer sehr guten Zusammenarbeit mit ihren Beiträgen wesentlich zur Realisierung dieses Buches beigetragen haben. Zu danken haben wir auch Roman Dorfmayr, der mit akribischem Spürsinn bei den Recherchen zur Familie Schmid-Schmidfelden einen wesentlichen Beitrag und Hilfestellung geleistet hat. Unser besonderer Dank gilt aber auch Christopher Dietz vom Manz Verlag, der sich durch seine Geduld sowie sein überaus umsichtiges Lektorat ausgezeichnet hat.

Es ist, was es ist ... ein Band, der dem Andenken unserer Mütter, Dorli Natmeßnig und Annemarie Schmid-Schmidfelden, gewidmet sein soll.

Wilhelmsburg, im Frühjahr 2016

Charlotte Natmeßnig
Veit Schmid-Schmidfelden

Inhaltsverzeichnis

Vorwort und Einleitung	III
-------------------------------------	-----

Herkunft, *mathesis* und Kritik der modernen Ökonomie

Hermann Rauchenschwandtner

Einleitung	1
Die Herkunft der modernen Ökonomie	11
Das Glück der Ökonomie	21
Die Poetik des Unternehmers	24

Österreich 1800–2015: ein wirtschaftsgeschichtlicher Überblick

Peter Eigner

Industrialisierung in Schüben: Die Wirtschaftsentwicklung Österreichs im langen 19. Jahrhundert	29
Wirtschaftliche Dynamik trotz politischer Reaktion: Österreich im Vormärz	31
Wirtschaftspolitische und konjunkturelle Wechsellagen: Österreichs Wirtschaftsentwicklung 1848–1914	39
Österreichs Industrialisierung im europäischen Vergleich: Makroökonomische Befunde	53
Mangelerscheinungen: Österreichs Wirtschaft im Ersten Weltkrieg	56
Hochschaubahn der Gefühle: Wirtschaftsentwicklung Österreichs seit 1918	57
Unzureichende Krisenbewältigung: Österreich zwischen den Kriegen	59
Wirtschaftlicher Ergänzungsraum: Österreichs Wirtschaft in der NS-Zeit	68
Kriegsende, Trümmerjahre und Wiederaufbau: Österreich 1945–1955	70
Im Aufholen begriffen: Österreich 1955–1980	76
Budgetnöte und Krisenerscheinungen: Österreich 1980–2014	84

300 Jahre in Österreich: Die Familie Schmid-Schmidfelden

Charlotte Natmeßnig

Wöllersdorf	91
Wasendorf – Krems – Traismauer	97
Wilhelmsburg – Zenica – Chemnitz – Wolkersdorf	117
Moriz Schmid & Söhne – Wilhelmsburg	117
Zenica: Die Eisen- und Stahlindustrie Zenica 1892 bis 1918	126
Die Eisenindustrie AG Zenica	133
Wilhelmsburg: M. Schmid & Söhne	145
Chemnitz: Schönherr Metallverarbeitung GmbH	165
Wolkersdorf: Kalt, warm, glänzend – die Rupert Fertinger GmbH	172

Unabhängigkeit in turbulenten Zeiten – Finanzierungsstrategien von Familienunternehmen nach der Krise

Wilfried Stadler

Von den familienunternehmerischen Tugenden	182
Die Reaktionsstärke von Familienunternehmen in der Krise	184
Banken-Geldschöpfung und Realwirtschaft: Wie es zur Finanzkrise kam	185
Reichen die bisherigen Finanzmarktreformen aus?	186
USA-Europa: Konfliktäre Finanzierungstraditionen	188
Unternehmensfinanzierung nach der Krise	189
Banken, die der Realwirtschaft dienen	190
Das übergeordnete Ziel: Investitionssicherheit	191
Finanzmarktökonomie im Rahmen einer erneuerten Wirtschaftsordnung	193

Werte und Nachhaltige Entwicklung

Dominik Gnirs

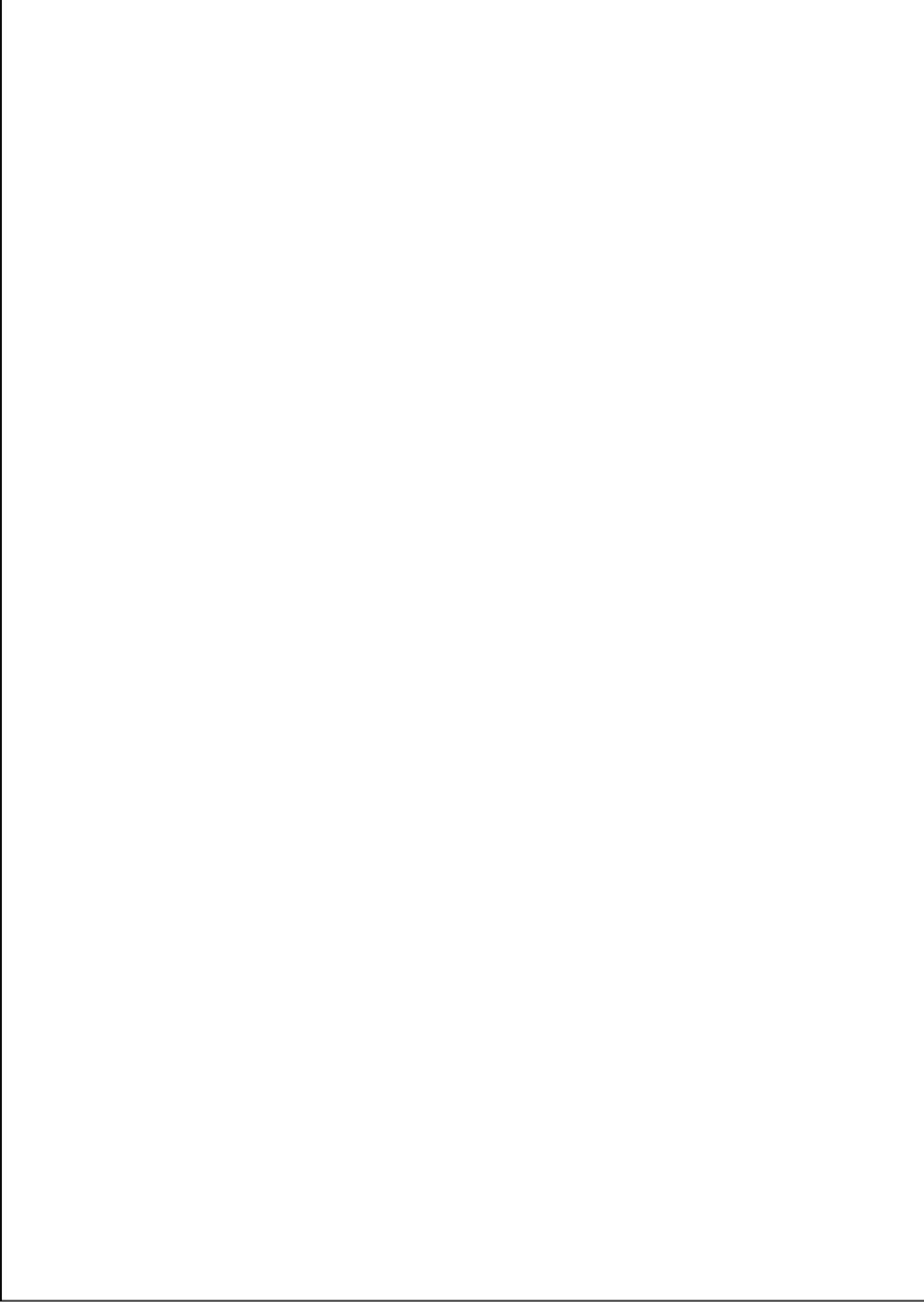
Die Frage nach Werten	195
Werte aus der persönlichen Perspektive	196
Werte in Unternehmen und Organisationen	197
Werte in der Gesellschaft	199
Die gegenwärtige gesellschaftliche Wertediskussion	201
Werteleitbilder in Unternehmen	203
Entwicklungen der individuellen Wertelandschaften	205
Handeln unter der Vision der „Nachhaltigen Entwicklung“	207
Nachhaltige Entwicklung in Unternehmen	207
Staatliche Rahmenbedingungen für Nachhaltige Entwicklung	209
Der Beitrag eines jeden Einzelnen	210
Schlussfolgerungen	211

Die Bedeutung von Familienwerten und ihr Beitrag zu Glück und Zufriedenheit

Heinrich Liechtenstein und Josep Tàpies

Einleitung	213
Worin besteht der Unterschied zwischen Familienunternehmen und Nicht-Familienunternehmen?	214
Was ist also genau unter Werten zu verstehen?	214
Weiterführende Klassifikation von Werten	215
Werte als besonderes Kennzeichen von Familienunternehmen	216
Integrität, Respekt und Kundenpflege: die entscheidenden Grundlagen jedes Unternehmens, sind die wichtigsten Werte für Familien- sowie andere Unternehmen	218
Die Werte von Familienunternehmen scheinen tendenziell gefühlsbetonter und fundamentaler zu sein, während Werte anderer Unternehmen eher auf geschäftliche Aspekte und Ergebnisse bezogen sind	219
Die Bedeutsamkeit der Weitergabe dieser Werte von einer Generation zur nächsten	222
Ein langfristiger Prozess	222

Unternehmertum und Werte ebnen den Weg zur persönlichen Zufriedenheit	223
Unternehmertum und Werte wirken sich am meisten auf die Zufriedenheit aus	224
Eine werteorientierte Unternehmenskultur kann Familien zu langfristiger persönlicher Zufriedenheit verhelfen	225
Werte von Familienunternehmen	226
Warum ist Philanthropie kein Zufriedenheitsfaktor?	227
Engagement zählt	227
Schlussfolgerungen und Empfehlungen	227
Förderung von Großzügigkeit und Bescheidenheit	228
Förderung einer klaren und offenen Kommunikation	228
Förderung des Unternehmertums	228
Einbindung von Familienmitgliedern in unternehmerische Aktivitäten	229
Vermeidung der Risiken der Philanthropie	229
Identifizierung und Pflege von Familienwerten	229
Konsistentes wertebasiertes Verhalten	229
Überarbeitung der Werte	230
Herausgeber- und Autorenverzeichnis	231



Herkunft, mathesis und Kritik der modernen Ökonomie

Hermann Rauchenschwandtner

Indes ist doch noch eher zu dulden, daß ein Unwissender die Theorie bei seiner vermeintlichen Praxis für unnötig und entbehrlich ausbebe, als daß ein Klügling sie und ihren Wert für die Schule (um etwa nur den Kopf zu üben) einräumt, dabei aber zugleich behauptet: daß es in der Praxis ganz anders laute; daß, wenn man aus der Schule sich in die Welt begibt, man inne werde, leeren Idealen und philosophischen Träumen nach gegangen zu sein; mit Einem Wort, daß, was in der Theorie sich gut hören läßt, für die Praxis von keiner Gültigkeit sei.¹

Einleitung

So scheint gesichert, dass die Ökonomik in ihrem mathematisch-formalen Anspruch eine Menge, also die Zusammenfassung bestimmter wohlunterschiedener Objekte (Individuen, Güter, Preise ...) „unserer Anschauung oder unseres Denkens“ (Cantor) zu einem Ganzen (Tausch, Produktion, Nachfrage...) ist.² Eine explizite Logik der mathematisch notierten Mengen von Objekten sucht man indes vergeblich. Nur, was ist das Objekt der Ökonomie? Ist es die Allokation der Ressourcen, ein Situationsmodell, das die systematischen Reaktionen der Individuen zu beschreiben erlaubt, ein System der Bedürfnisse entlang distinkter Gleichgewichtspfade, eine mathematische Abbildung x-beliebiger Gegenstände (Heirat, Kinderproduktion, positive Diskriminierungen, Sexualität) oder eine spieltheoretische Modellierung menschlichen Verhaltens? Definiert sich mithin die Ökonomie durch einen bloß formalen methodischen *approach* oder materialiter durch einen Gegenstand (Produktion, Allokation und Distribution gesellschaftlichen Reichtums)? Ist demnach die Ökonomie eine mathematische Darstellung von empirischen Gegenständen, von denen *nur* zu abstrahieren ist? Oder ist eine ökonomische Theorie eine Landkarte – wohl die größte epistemologische Plattitüde –, an der sich der beschwerliche methodische Gang der Forschung orientiert?

¹ Immanuel Kant, Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis, in: Wilhelm Weischedel (Hg.), Immanuel Kant, Werkausgabe, Bd. 11: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik, Frankfurt am Main 1993, 128.

² Eine der maßgeblichen erkenntniskritischen Fragen ist demnach hier, ob denn die mathematischen Zeichen der Ökonomie *mengentheoretisch* fundiert sind, und die Objekte wohlgeordnet und -unterschieden sind. Natürlich werden die Objekte als Funktionen gedacht, nur setzen diese mengentheoretische Definitionen voraus, auf dem Spiel steht folglich die *mathesis* der Ökonomie; zu einer ersten Annäherung siehe dazu Hermann Rauchenschwandtner/Reinhard Pirker, Kritik und Krisis der orthodoxen Ökonomie und die epistemologische Konstitution der heterodoxen Ökonomie, in: Joachim Becker/Andrea Grisold/Gertraude Mikl-Horke/Reinhard Pirker/Hermann Rauchenschwandtner/Oliver Schwank/Elisabeth Springler/Engelbert Stockhammer (Hg.), Heterodoxe Ökonomie, Marburg 2009.

Gegenwärtig bewegt sich das ökonomische Denken in einer epistemologischen, d.i. erkenntniskritischen Orientierungslosigkeit, ohne dass diese Gegenstand einer grundsätzlichen Besinnung ist. Mehr noch, trotz dieser Besinnungslosigkeit erhebt sich ein Enthusiasmus, dass jeder x-beliebige Gegenstand ökonomisch gedacht werden kann: Jedes menschliche Verhalten sei ein Wählen und Entscheiden, weil Menschen spezifische Alternativen anderen vorziehen, es gebe zudem ein Wissen, das dieses Vorziehen, Wählen, Entscheiden nach einer Regel analysieren kann, nämlich das ökonomische Wissen, so dass jede Form des menschlichen Verhaltens ökonomisch befragt werden kann. Selbst Formen einer begrenzten Rationalität (im Gegensatz zu dem Konzept der rationalen Erwartungen³) sind demnach Gegenstand der Ökonomik. Zudem sickern⁴ biologische und neurowissenschaftliche Diskurse in die Ökonomik, so dass die Ökonomik als Analyse von strategischen Interaktionen auf Basis einer spezifischen Rationalität universal scheint. Mitunter sind es die Gehirnströme, die das Subjekt zu denken erlauben, mehr noch: Der betriebswirtschaftliche Diskurs schließt sich den neurowissenschaftlichen Ambitionen an und spricht gelegentlich von Neuromarketing. Um das Vergehen der Ökonomik in trostloser Einsamkeit zu unterbinden, mithin jene mutmaßliche „Atomisierung“ des wirtschaftlichen Zusammenhangs zu vermeiden, werden zuletzt Spiegelneuronen angerufen, die nicht nur Affen, sondern auch ökonomischen Subjekten Empathie ermöglichen.⁵

Somit ist es kein einzig „wirklichkeitsfremdes“ volkswirtschaftliches Denken, das sich in Formeln (*ta mathemata*) aussagt, sondern auch der Gegenstand der Betriebswirtschaftslehre wird formal abgeleitet: Besonders das die technologische Bestimmung der Betriebswirtschaftslehre durch Schmalenbach überhöhende Modell von Gutenberg führte in das formale Zeitalter der Betriebswirtschaftslehre und zur Einklammerung der „psychophysischen Subjekte“.⁶ Dass zudem der Betrieb als kybernetische Maschine angesetzt wird⁷, erstaunt nur jene, die Betriebswirtschaft als zeitlose und immer junge Praxis denken, ohne auch dem betriebswirtschaftlichen Diskurs eine Geschichte zu geben.

Besonders „Formeln“ lösen Unbehagen aus und reizen einige Kritiker der Ökonomie zum Widerspruch. Unausgesprochen bleibt indes ein Argument, was denn an Formeln ungenügend sei:

³ Rationale Erwartungen sind keine bloßen Annahmen (über den *homo oeconomicus*), sondern das Ergebnis einer theorieimmanenten Debatte über das Verhältnis zwischen einem ökonomischen Modell und den ökonometrischen Schätzungen: Der Einfluss von Milton Friedman auf den ökonomischen Diskurs verdankt sich nicht zuletzt dieser Debatte über extrapolative, adaptive oder rationale Erwartungen. Die Verleihung des ökonomischen Gedächtnispreises 2011, gestiftet von den schwedischen Reichsbanken in Erinnerung an Alfred Nobel, an Thomas Sargent spricht für eine ungebrochene Dominanz eines besinnungslosen formalen Denkens in der Ökonomie.

⁴ Ob der Einfall neuronaler Synapsen in das Geschäft der Ökonomie ein Sickern ist, oder nicht vielmehr ökonomische Köpfe, denen die Remedur Kants bezüglich bedenklicher Kopfkrankheiten beigegeben werden müsste, schier geblendet werden, ist noch auszumitteln.

⁵ Gerold Blümle, Wettbewerb und Kooperation. Adam Smith und die Spiegelneuronen, in: Nils Goldschmidt/Hans G. Nutzinger (Hg.), Vom homo oeconomicus zum homo culturalis. Handlung und Verhalten in der Ökonomie, Berlin 2009.

⁶ Erich Gutenberg, Die Unternehmung als Gegenstand betriebswirtschaftlicher Theorie. Frankfurt am Main 1967.

⁷ Hans Ulrich, Die Unternehmung als produktives soziales System. Grundlagen der allgemeinen Unternehmungslehre, in: Ulrich Hans, Gesammelte Schriften, Bd. 1, Bern–Stuttgart–Wien 2001.

Versteht man unter Egoismus, daß jede Neigung auf Befriedigung aus ist, so bringt man lediglich das Identitätsprinzip $A=A$, das formale und inhaltsleere Prinzip einer Logik des Menschen, zumal eines ungebildeten, abstrakten, geschichts- und differenzlosen Menschen in Anschlag. [...] Die Geschichte als wahre Wissenschaft der menschlichen Antriebe muß gegen den doppelten Irrtum einer abstrakten Ökonomie und einer verfälschten Natur Einspruch erheben.⁸

Der Einspruch wird vermerkt, setzt indes eine Analyse voraus, was eine Logik des Menschen *ausdrückt* und wie dessen Handlungen logisch *gedacht* werden können. Ferner ist umfassend zu ergründen, wie eine Logik der Ökonomie konstituiert wird.⁹ Ein Verzicht auf die Form ist undenkbar, eine Anwendung derselben ohne Aufweis unterschiedlicher und in eminenter Weise fragwürdiger Konstitutionsweisen unbesonnen. Zudem hebt die Mathematik als umgreifende Bestimmung der Formeln ja nicht im 19. Jahrhundert an, um nicht Geschulte zu verwirren und deren Gedanken- und Redefluss, der sich unterhalb einer formalen Bestimmung beharrlich zu halten sucht, abzudrängen: Tafeln und Tabellen sind gleichermaßen Formeln wie Infinitesimal- und Wahrscheinlichkeitskalküle, Ordnungsrelationen und Matrizen. Und dass sich *ta mathemata* als Formeln in ein Wissen einschreiben konnten, liegt ja nicht zuletzt an einer mathematischen Form der Politik als Höchstes, deren Wacht Sache der platonischen Philosophen ist. Aber auch hier in der platonischen Vereinbarung von Theorie und Praxis waltet nicht nur *ein* Gedanke, sondern es sind auch Bruchlinien ersichtlich, welche die „mathematischen Formeln“ im Namen einer *synousia* zur Sache eines gemeinsamen Bedenkens machen.

Formal werden gegenwärtig nahezu alle ökonomischen Sachverhalte und Tatbestände mathematisch modelliert. Die Mathematik erscheint als bloßes Instrument, um Elemente, Relationen und dynamische Entwicklungen elegant, konsistent und einfach abbilden zu können. Dies ist gewiss – um mit Edmund Husserl zu sprechen – schlicht *naiv*.¹⁰ Die Mathema-

⁸ Gilles Deleuze, David Hume, Frankfurt am Main-New York 1997, 41f.

⁹ Zu bedenken ist, auf welche Art und Weise empirische Gegenstände formal, mathematisch und logisch dargestellt werden können, wie sie konstituiert werden können: „Unter einem ‚Konstitutionssystem‘ verstehen wir eine stufenweise Ordnung der Gegenstände derart, daß die Gegenstände einer jeden Stufe aus denen der niederen Stufen konstituiert werden. Wegen der Transitivität der Zurückführbarkeit werden dadurch indirekt alle Gegenstände des Konstitutionssystems aus den Gegenständen der ersten Stufe konstituiert [...]“ Rudolf Carnap, *Der logische Aufbau der Welt*, Hamburg 1998, 2. Die Transitivität und Relationslogik trifft sich nicht nur terminologisch mit der formalen Ökonomie, sondern spricht die nämliche Sache an, wie eine Form des Empirischen möglich ist, wie eine Relationslogik (ordinale Präferenzen) ein empirisches Objekt des Denkens (Gefühle, Empfindungen, *subjektive Werte*) formal ausdrücken kann. Die Zusammenführung einer Mathematik der Lust- und Unlustgefühle mit der formalen Empfindungstheorie des Logischen Empirismus erscheint vielversprechend, wobei dann auch ein praktisches Ich fragwürdig wird: „Die Elemente *bilden* das Ich. *Ich* empfinde Grün, will sagen, dass das Element Grün in einem gewissen Komplex von anderen Elementen (Empfindungen, Erinnerungen) vorkommt. Wenn *ich* aufhöre Grün zu empfinden, wenn *ich* sterbe, so kommen die Elemente nicht mehr in der gewohnten geläufigen Gesellschaft vor. Damit ist alles gesagt. Nur eine ideelle denkökonomische, keine reelle Einheit hat aufgehört zu bestehen. Das Ich ist keine unveränderliche, bestimmte, scharf begrenzte Einheit.“ Ernst Mach, *Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen*, in: Friedrich Stadler et al. (Hg.), *Ernst-Mach-Studienausgabe*, Bd. 1, Berlin 2008, 30.

¹⁰ Zu einer phänomenologisch orientierten Erkenntniskritik am Formalismus der Ökonomie siehe Hermann Rauchenschwandtner, *Wirtschaft erleben. Phänomenologie und Ökonomie*, in: Hans-Helmut Gander/Nils Goldschmidt/Uwe Dathe (Hg.), *Phänomenologie und die Ordnung der Wirtschaft*. Edmund Husserl – Rudolf Eucken – Walter Eucken – Michel Foucault, Würzburg 2009.

tik ist kein bloßes Instrument¹¹, sondern definiert einen bestimmten epistemologischen Raum: intuitiv, logisch oder formal. Nachgerade die Entwicklung der ökonomischen Spieltheorie ist ein maßgebliches Indiz, dass die Erkenntnispfade zwischen Ökonomie und Mathematik verschlungener sind.¹² Auf Basis einiger „Formeln“ werden auch politische Handlungen nach Maßgabe von subjektiven Entscheidungskalkülen gedacht, zudem werden wirtschaftspolitische Szenarien modelliert und berechnet, so dass auch hier der formale Aufwand sich erhöht.

Nun entfernte sich die Ökonomik von der erkenntnistheoretischen Besinnung, die der eigentliche Erkenntnisgewinn von Carl Menger war¹³, und stolperte in eine formale Orientierungslosigkeit. Aber diese formalen, mathematischen Notationen scheinen nur am weitesten von der ökonomischen „Wirklichkeit“ entfernt. Die Form hat maßgeblichen Einfluss auf die x-beliebigen Gegenstände der Ökonomik. Die formalen Theorien sind demnach Dispositive, deren theoretischer Gehalt *praktisch* wirklich wird oder werden *soll*. Dass eine Erklärung der gegenwärtigen ökonomischen Krise die Defizite der ökonomischen Subjekte in den Vordergrund rückt und zur Finanzialisierung der subjektiven Vermögen aufruft¹⁴, somit Defizite an ökonomischer Rationalität (private Verschuldung, nicht-optimale Veranlagungsstrategien, myoptische Formen eines ökonomischen Nicht-Wissens¹⁵), ist ein Zeichen, das kritisch gewürdigt werden muss.

¹¹ Selbst der Verweis, dass im Bereich der Ökonomie angewandte Mathematik betrieben wird, ist unergiebig, denn die Anwendung von rein angeschauten oder gedachten Objekten auf andere Objekte lässt sich nur nach Regeln vollziehen, die selbst mathematisch sind – oder eine *Kritik der Urteilskraft* erforderlich machen. Einzig eine grundsätzliche Besinnung über den erkenntniskritischen Status der Mathematik im Hinblick auf die Ökonomie kann hier ein fruchtbarer Weg sein.

¹² Siehe Robert Leonard, Von Neumann, Morgenstern, and the Creation of Game Theory. From Chess to Social Science, 1900-1960, Cambridge 2010.

¹³ Festzuhalten ist, dass jenes von Carl Menger 1883 publizierte Werk als Ausgang des so genannten Methodenstreits mit der jüngeren deutschen Historischen Schule dem Buchtitel nach ein Werk über die ökonomische *Methode* ist, aber dem Inhalt nach, beginnend mit dem Vorwort, eine *erkenntnistheoretische* Untersuchung ist. Der Gegenstand der Volkswirtschaftslehre, so Menger, ist buchstäblich „complicirt“, denn es sind weder das Individuum im Sinn eines methodologischen Individualismus noch das Ganze als ein flacher Holismus (Volk, Gemeinschaft), die als Gegenstände der Volkswirtschaft nach einer Regel anzusprechen sind, sondern die Volkswirtschaftslehre ist die „Complication einer socialen Form“. Carl Menger, Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften und Politischen Ökonomie insbesondere, in: Carl Menger, Gesammelte Werke, herausgegeben und mit einer Einleitung und einem Schriftenverzeichnis versehen von Friedrich A. Hayek, Bd. 2, Tübingen 1969, 233. So bleibt eine vermeintliche Differenz zwischen einem *Individualismus* und einem *Holismus* weit hinter der *mathesis*, vor allem hinter der Mengentheorie zurück: Dass Einige, die Ökonomie mathematisch betreiben, aber dennoch von dieser obsoleten Differenz sprechen, zeigt das Ausmaß an Besinnungslosigkeit. Dass Andere, denen die Formalisierung des Wissens um 1900 entging, so als könnten sie kein symbolisches Zeichen denken, auch in diese Fallstricke taumeln, macht die Sache auch nicht besser.

¹⁴ Zur Finanzialisierung der Subjekte, d.h. dass die Einzelnen endlich rational aus eigenem Antrieb und nach Maßgabe der ökonomischen Modelle werden sollen, siehe Martin Schürz/Beat Weber, Das Wissen vom Gelde, Graz 2008.

¹⁵ Die u.a. von der RAND-Cooperation und der OECD initiierten Bildungsprogramme für ökonomische Subjekte, deren Rationalität nicht den formalen Modellen entspricht, firmieren unter dem Titel der *Finanzialisierung*. Die rezenten ökonomischen Diskurse sind demnach auch einem Willen zum Wissen untergeordnet, das selbstredend in gesellschaftliche Macht-Dispositive eingeschrieben ist.

Die „wirklichkeitsfremde“ Ökonomik gibt demnach Anlass zur Klage und einseitigen, flachen, scheinbar kritischen Abmahnungen. So flüchten einige Heterodoxe – die gleichwohl einen doxischen¹⁶ Diskurs führen – in den sicheren Horizont des Sozialen, das im Rahmen der sozioökonomischen Ansätze allemal greifbarer als jede ökonomische Formel scheint: So müsse die Form des ökonomischen Denkens in die aufnahmebereite Materie des Sozialen „eingebettet“ werden, um die Wirklichkeit des Ökonomischen wirken zu lassen. So verdienstvoll und notwendig demnach eine heterodoxe, sozioökonomische Kritik am Formalismus der Ökonomie ist, sie bleibt diesem aber äußerlich, denn warum sollte eine nicht-formale, soziologische Betrachtungsweise dem Gegenstand der Ökonomie näher sein? Zumal ein soziologisches Wissen auch nicht ohne Form ist.

Ein Verdacht, dass Formeln an sich schon einer bestimmten politischen Sache dienlich sind, so als seien diese je schon *Technik*, ist unbegründet: Zum einen wahrte ein bestimmter Formalismus eher eine Nähe zu einem „linken Denken“¹⁷, zum anderen etablierte sich ein bestimmter liberaler Diskurs in Distanz zur Mathematik. Ludwig v. Mises' und Friedrich August Hayeks Abkehr von der mathematischen Form, worin ihnen wenige österreichische Ökonomen folgten, lag das Phantasma zugrunde, dass Mathematik unsichere Entwicklungen nicht abbilden könne *und* sich wohl auch als ein Planungsinstrument eigne. Dass hier wesentliche Einsichten einer anderen, aber erkenntniskritisch fundierten österreichischen Schule verdeckt werden (Richard v. Mises, Oskar Morgenstern, Abraham Wald, Karl Menger, Kurt Schlesinger), ist festzuhalten. Andererseits zeichnete sich ein anderer liberaler Diskurs einzig durch eine statistische Modellierung aus: Milton Friedmans Frontstellung gegen einen Formalismus Oskar Langes, der Friedman in Chicago vorherging, und seine Option für die Wald-Regel im Erproben von Schrapnell-Explosionen zeichnet auch eine bestimmte formale Bahn vor.

Liberale Diskurse sind demnach nicht einerlei. Setzt man Hayeks evolutionäre, auch geschichtsphilosophische Spekulation vorderhand beiseite, eine Spekulation, die mit Fukuyamas einseitiger Hegel- und Nietzsche-Lektüre, die das Wesen des Menschen als ein liberales Wesen zu exponieren geneigt ist – ein Werk, das zwar keine Achtung aber immerhin

¹⁶ Die ökonomische Sache wird demnach nur oberflächlich in der Spannweite zwischen Orthodoxie und Heterodoxie der Ökonomik angesprochen, denn beide Zugangsarten sind buchstäblich immer noch *doxisch*, ohne dass der Vernunftgehalt der *doxa* freigelegt wird. Und *doxa* ohne erkenntnistheoretische Vermittlung ist bloßes Gerede. Erst die epistemologische Transformation des *doxisch* nur Dahingesagten erheischt wissenschaftlichen Beifall. Aber auch die epistemologische Verkürzung des Wissens, indem jeder lebensweltliche, *doxische* Bereich abgeschnitten wird, führt in die szientistische Irre. Nur die Verknüpfung und Ausmittlung dieser beiden Erkenntnisäste – *episteme* und *doxa* – vermögen einen spezifischen Gegenstandsbereich einer Wissenschaft zu umgrenzen.

¹⁷ „[...] um die Dinge sehr, sehr grob zu sagen: Die formalistische Kultur, das formalistische Denken und die formalistische Kunst waren im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts allgemein mit politischen, sagen wir kritischen Bewegungen von links und sogar in bestimmten Fällen mit revolutionären Bewegungen verknüpft, und der Marxismus hat das alles wieder zugedeckt; ...“ Michel Foucault, *Strukturalismus und Poststrukturalismus*, in: Michel Foucault, *Schriften in vier Bänden, Dits et écrits*, Bd. 4, Frankfurt am Main 2005, 523.

¹⁸ Siehe Francis Fukuyama, *Das Ende der Geschichte*, München 1992.

Beachtung verdient –, ihr Ende fand¹⁸, so ist ein „positiver Liberalismus“¹⁹ Friedmans genau zu bestimmen: Im Namen des Liberalen generierte Friedman Daten, schätzte Konsumausgaben und Geldmengenveränderungen, um dieses Wissen gegen eine gouvernementale Vernunft zu stellen.²⁰ Gegen den Staat zu sein, erhält seine Bedeutung nur durch einen liberalen Willen zum Wissen, denn – und Foucault wiederholte es oft – der Staat besitzt keine „Innereien“.

Warum ist ein einfaches mathematisches Entscheidungskalkül (geordnete, reflexive und transitive Struktur der Alternativen) *praktisch* für Einige unannehmbar, obwohl sie gelegentlich persönlich angesprochen werden?²¹ Warum drückt ein ökonomisches Entscheidungsmodell scheinbar nicht die „Wirklichkeit“ praktischer Entscheidungen aus? Warum scheint uns ein Gedränge der Leidenschaften näher, ein „jederzeit umschlagender Affektsturm, in dem [...] Gestalten wie zerrißne, flatternde Fahnen sich bäumen“?²² Warum stehen uns

¹⁹ „Positiver Liberalismus“ ist ein Begriff von Louis Rougier, der als Vertreter des Wiener Kreises in Paris galt, mit der letzten Sekretärin von Moritz Schlick verheiratet war, und 1938 zu Ehren von Walter Lippmann ein Symposium in Paris veranstaltete. Teilnehmer waren unter anderem Ludwig Mises, Wilhelm Röpke, Alexander Rüstow. Positiv ist dieser Liberalismus, weil er nicht nur die Freiheit der Einzelnen gewähren lässt und gegen „den Staat“ vorgeht, sondern selbst in „den Staat“ und seine Institutionen interveniert: „Dieser positive Liberalismus ist also ein intervenierender Liberalismus.“ Michel Foucault, *Geschichte der Gouvernementalität*, Bd. 2: Die Geburt der Biopolitik, Frankfurt am Main 2004, 190; zu Rougier siehe Marion Mathieu, Louis Rougier, the Vienna Circle and the Unity of Science, in: Elisabeth Nemeth/Nicolas Roudet (Hg.), *Paris – Wien. Enzyklopädien im Vergleich*, Wien-New York 2005.

²⁰ Dieser positive Liberalismus trat erstmals als Opposition gegen den Beveridge-Plan auf, somit ist verständlich, warum der Gesundheitsdiskurs in den USA eminent und seit jeher der Prüfstein für eine angemessene gouvernementale Vernunft ist. Der Ökonom William H. Beveridge wurde 1940 von Winston Churchill beauftragt, das englische Sozialversicherungssystem zu evaluieren: Zwei Berichte erschienen (*Social insurance and allied services* und *Full Employment in a free society*), in denen Beveridge für eine allgemeine Sozialversicherung und eine kostenlosen Gesundheitsfürsorge optierte: „Alle diese so wichtigen Elemente (Gesundheit, Sozialversicherung, H.R.), die man Kriegspakte nennen könnte, Abkommen, bei deren Abschluß die Regierungen – im wesentlichen die englische Regierung und bis zu einem Punkt die amerikanische Regierung – den Menschen, die gerade eine sehr schwere wirtschaftliche und soziale Krise durchgemacht hatten, sagten: Jetzt verlangen wir von euch, daß ihr euch töten lasst, aber wir versprechen, daß, wenn das vorbei ist, ihr eure Stellen bis ans Ende eurer Tage behalten werdet.“ Foucault, *Gouvernementalität*, Bd. 2: Biopolitik, 301; „Das Datum des Plans (Beveridge-Plan, H.R.) hat einen Symbolwert. Im Jahr 1942 – inmitten jenes Weltkrieges, der 40 Millionen Menschen töten sollte – ist nicht das Recht auf Leben gestärkt worden, sondern ein davon verschiedenes, wichtigeres und komplexeres Recht, nämlich das Recht auf Gesundheit. [...] Mit dem Beveridgeplan verwandelt sich die Gesundheit in einen Gegenstand, um den sich die Staaten nicht um ihrer selbst, sondern um der Individuen willen zu kümmern haben. Das Recht des Menschen, seinen Körper bei guter Gesundheit zu erhalten, wird so zum Gegenstand staatlichen Handelns.“ Ders., *Krise der Medizin oder Krise der Antimedizin?*, in: *Schriften in vier Bänden. Dits et écrits*, Bd. 3, Frankfurt am Main 2003, 55. Zu bedenken ist auch, dass Friedmans Lehrer in Chicago Henry C. Simons schon 1934 eine positive Kritik (*A Positive Program for Laissez-Faire: Some proposals for a liberal economic policy*) „am Staat“ formulierte. *Positive Economics* ist demnach nicht nur eine Beschreibung und Erklärung dessen, was ist, sondern intervenierend.

²¹ „Konzentrieren wir uns zunächst einmal darauf, was Sie, verehrter Leser, in einer bestimmten Situation tun würden! Beschäftigen wir uns daher mit einem konkreten Entscheidungsproblem unter Ungewißheit, wobei Sie die Rolle des Entscheidenden zu spielen haben und wobei Sie selbst eine Wahl treffen sollen.“ Howard Raiffa, *Einführung in die Entscheidungstheorie*, München 1973, 15.

²² Walter Benjamin, *Ursprung des deutschen Trauerspiels*, Frankfurt am Main 1993, 53.

jene, denen ein Vorziehen, Wählen und Entscheiden misslingt, scheinbar näher?²³ Warum sind Mittelwahl und Zweckbestimmung nach einer Regel nahezu skandalös? Nun, weil Praxis in einem sozialen Horizont eingeübt werden muss, und sich diese Einübung als Habitus zu bewähren hat. Zwar träumt das ökonomische Wissen seit 1800 von Subjekten, die als „reasoning machines“ (Jeremy Bentham) ihre Affekte kalkulieren, aber die Praxis selbst scheint nicht für diese Theorie zu taugen. Selbst Mises' vorderhand annehmbare Formel, dass Menschen sich rational, also praxeologisch verhalten, ansonsten sie Romantiker, Neurastheniker oder Pflanzen sind²⁴, verkehrt sich schnell in einen Dogmatismus.

Das ökonomische Kalkül als transitive, ordinale und vollständig geordnete Entscheidungsstruktur ist eine einseitige Theorie der subjektiven Praxis und ohne anthropologische Fundierung. Zumeist meint rational, dass die Einzelnen sich angesichts unterschiedlicher Situation angemessen verhalten. Das ökonomische Subjekt reagiert demnach auf Situationen, es ist in Anbetracht von Umwelten bloß hingegenommen und buchstäblich *benommen*, ohne exzentrisch sich über vorgegebene Situationen erheben zu können, Subjekte sind dergestalt „reizbare Maschinen“.²⁵ Ohne die Anthropologie des exzentrischen Menschen oder einer transzendentalen Anthropologie²⁶ verkümmert die Praxis zu einer funktionalen Reaktion, denn der Mensch

erlebt das unmittelbare Anheben seiner Aktionen, die Impulsivität seiner Regungen und Bewegungen, das radikale Urhebertum seines lebendigen Daseins, das Stehen zwischen Aktion und Reaktion, die Wahl ebenso wie die Hingerissenheit in Affekt und Trieb, er weiß sich frei und trotz dieser Freiheit in eine Existenz gebannt, die ihn hemmt und mit der er kämpfen muß. Ist das Leben des Tieres zentrisch, so ist das Leben des Menschen, ohne die Zentrierung durchbrechen zu können, zugleich aus ihr heraus, exzentrisch. Exzentrizität ist die für den Menschen charakteristische Form seiner frontalen Gestelltheit gegen das Umfeld.²⁷

²³ Der Heroe einer widersinnigen Entscheidung, die vorgibt, keine zu sein, ist selbstredend Melvilles Bartleby, dessen Formel *I would prefer not to* nicht nur ihn vergehen, sondern auch ein ganzes soziales Milieu scheitern lässt, Herman Melville, *Bartleby*, Frankfurt am Main 1988; zur Ruhmesformel *would prefer not to*, „und jeder verliebte Leser wiederholt sie seinerseits“, siehe Gilles Deleuze, *Bartleby oder die Formel*, Berlin 1994, 7.

²⁴ Ludwig von Mises, *Grundprobleme der Nationalökonomie*, Jena 1933, 12f. „Der Romantiker ist zum Arbeiten zu schwach – neurasthenisch –; er träumt von Erfolgen, die er einheimen möchte, aber er tut nichts, um das Ziel zu erreichen. Er räumt die Hindernisse, die ihm im Wege stehen, nicht beiseite; er läßt sie nur in seiner Phantasie verschwinden. Weil die Wirklichkeit dem Wahngebilde, das er sich geschaffen hat, nicht entspricht, grollt er ihr. Er haßt die Arbeit, das Wirtschaften, die Vernunft.“ Ludwig von Mises, *Die Gemeinwirtschaft*, Jena 1922, 453. Dogmatisch ist diese reine Praxeologie des ökonomischen Subjekts, da Mises nicht nachweist, warum die Theorie für alle ökonomischen Subjekte zu gelten hat, siehe Alfred Schütz, *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*, Frankfurt am Main 1991, 344.

²⁵ Siehe Philipp Sarasin, *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914*, Frankfurt am Main 2001; zum *homo oeconomicus* als Reaktionsmechanismus siehe auch: „Der *Homo oeconomicus* ist der Mensch, der die Wirklichkeit akzeptiert. Das rationale Verhalten ist jedes Verhalten, das sensibel auf Veränderungen in den Umgebungsvariablen reagiert und das auf nicht-zufällige, also systematische Weise reagiert. Die Ökonomie kann also die Wissenschaft der Systematizität von Reaktionen auf die Variablen der Umgebung charakterisiert werden.“ Foucault, *Gouvernementalität*, Bd. 2: Biopolitik, 370.

²⁶ Michael Benedikt, *Anthropodizee*, Wien 1995.

²⁷ Helmuth Plessner, *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie*, in: Helmuth Plessner, *Gesammelte Schriften*, Bd. 4, Frankfurt am Main 1981, 364.

Führte denn nicht der gegenwärtige Kapitalismus auch zu einer umfassenden Entscheidungsschwäche der Einzelnen, so dass sie in einer depressiven, entscheidungsschwachen und ohnmächtigen Unzulänglichkeit antriebslos leben? Sind womöglich auch die ökonomischen Formeln verantwortlich dafür, dass die Einzelnen gegenwärtig an ihrer unbestimmten Depression leiden? Mit dem „Aufkommen des Subjekts als Zentrum einer Unbestimmtheit, das eine eigene Struktur hat“ (Henri Ey) scheint sich die Basis der ökonomischen Formeln zu verringern, denn: Was drückt ein Modell rationaler Entscheidungen noch aus, wenn das Subjekt des Ausdrucks unbestimmt bleibt und es darunter leidet? Warum erleiden die Einzelnen selbst die Freizeit als Arbeit, als Erholungs- und Restitutionsarbeit, warum sind sie in einem Zirkel der Nützlichkeit gefangen?

So wird das Leben zu einem Provisorium, das ständig bearbeitet wird, ohne daß man noch wüßte woraufhin. Alles was als nützlich und insofern ‚rational‘ gilt, schließt sich zu einer Welt zusammen, zur Arbeitswelt, von der schon angesichts der endlosen Beschädigungen nicht eindeutig gesagt werden kann, sie nütze insgesamt der Selbsterhaltung der Gattung. [...] In der Arbeitswelt hat sich der Kreis der Nützlichkeiten zu einer funktionalen Totalität geschlossen, in deren Abwandlungen keine Richtung mehr erkennbar ist.²⁸

Spreizt sich somit der gegenwärtige ökonomische Diskurs auf in ein Modell eines rationalen, mithin bestimmbaren Subjekts einerseits, in das Abgleiten individueller Handlungsstrukturen in eine unbestimmte Depression andererseits? Meint folglich ein Dispositiv der Ökonomie jetzt eine formelhafte Durchdringung subjektiven Unbehagens, so dass die Einzelnen, deren geistiges Budget erschöpft und ökonomisches Selbstmanagement wirkungslos sei, nochmals und jetzt endlich an einer Ökonomie der Entscheidungen arbeiten sollen?

Sollte womöglich eine andere Funktion, nicht die Funktion eines nutzenmaximierenden Subjekts auf Basis einer wohlgeordneten und transitiven Präferenzstruktur, eine angemessenen Praxis sein?

Wenn stattdessen von einer Zauderfunktion die Rede ist und dabei eine Geste radikalen Zauderns ausgemacht wird, so handelt es sich dabei um nichts anderes als um eine Konstellation im strengen Sinn: um Situationen und Umstände, die deshalb zeichenhaft werden, weil in ihnen das Tun wie dessen Weltbezug wenigstens für Augenblicke problematisch geworden sind. Im Zaudern verdichtet sich ein kritisches, krisenhaftes Verhältnis von Tat und Hemmung, Handeln und Grund, Gesetz und Vollzug und dabei wird zwangsläufig der Boden aufgewühlt, auf dem überhaupt sich eine Welt, ein Weltverhältnis konstituiert.²⁹

So scheint hier ein Tiefpunkt in der Spaltung des ökonomischen Diskurses zwischen den theoretischen mathematischen Formeln und einer praktischen Unterbestimmung selbst erreicht zu sein: Auf der einen Seite die Formeln, auf der anderen Seite eine sich aufreibende Praxis, so als führe jede praktische Selbstsorge zu einer therapeutischen Arbeit. Hier ist mit Sicherheit eine *Krisis* der Ökonomie am Werk, deren Formeln weder der Vernunft der Einzelnen entsprechen noch eine Praxis ermöglichen. Die Formierung der praktischen Lebensläufe nach Maßgabe einer mathematisch-ökonomischen Vernunft, so dass das Leben in der Form eines stetig anwachsenden Humankapitals erscheint, ist demnach zu analysieren,

²⁸ Hans-Dieter Bahr, *Zeit der Muße – Zeit der Musen*, Tübingen 2008, 66.

²⁹ Joseph Vogl, *Über das Zaudern*, Zürich–Berlin 2008, 25.

ohne in den anderen Abgrund einer lebensphilosophischen Kritik an der Ökonomie zu stürzen, so als seien die Einwände der Seele gegen den Geist und dessen mechanistischen Manifestationen – „Zur Mechanik des Geistes“ (W. Rathenau) – um 1900 unbekannt.³⁰ Vor allem das Dispositiv des Unternehmers nimmt um 1900 eine bedeutende Stellung ein: Wirtschaften im Sinn eines lustmaximierenden Verhaltens wird distanziert, und es werden andere politische und vor allem ästhetische Ansprüche erhoben: Friedrich v. Wieser, Joseph A. Schumpeter, Walther Rathenau, Werner Sombart, Robert Musil, Friedrich von Gottl-Ottlilienfeld³¹, Max Scheler, Edmund Husserl³² *en passant* formulierten eine – gewiss mit beträchtlichem Unterschied – Kritik an einer bloßen ökonomischen Mechanik, aber auch an einer allzu seelenvollen Zartheit des ökonomischen Gedankens oder Geistes.

Verbaut sich ein ungehaltenes Denken in seiner Kritik an der ökonomischen Form erkenntniskritische Horizonte der Variation, sind schnell lebendige Gefühle, auch soziale Macht und die Leiden der Unterdrückung präsent, um in einen mutmaßlichen Hohlraum des ökonomischen Wissens vorzustößen und konkrete Einsichten zu platzieren. Der Grat einer Kritik, die sich in die Ordnung des ökonomischen Wissens einmengt, besitzt demnach zwei Flanken: die unbesonnene Exekution ökonomischer Formeln und eine präventive Praxis- oder Lebensfülle, die immer mehr als Form zu sein vorgibt. Selbstredend ist ein Einwand gegen Entscheidungskalküle noch keine Romantik oder Botanik, denn selbst die Romantik kannte reflexive Gefühle – eine botanische Kritik erscheint allzu spekulativ, sofern nicht

³⁰ Selbstverständlich lässt sich ein mutmaßlicher Verlust von lebendiger Praxis nicht lebensphilosophisch rehabilitieren, aber als Kulturkritik ist sie ein probates Richtmaß – gegen eine Ökonomisierung der Lebensbereiche, gegen ein „Rechnen“, so dass andere Lebensformen in den Blick geraten können. Besonders Walther Rathenau trieb die Differenz zwischen Ökonomie und einer *anderen* Ökonomie voran, ohne eine beanspruchte Versöhnung realisieren zu können: „Es ist angesichts der Größe und Verschiedenheit der Veränderungen (der Moderne, H.R.) verständlich, daß kein Zeitgenosse sie insgesamt in Ursachen und Folgen überblicken konnte. [...] Rathenau gehört zu denen, die sie relativ am deutlichsten und ohne einseitige Begrenzung auf den politischen oder wirtschaftlichen Sektor registriert haben.“ Ernst Schulin, Walther Rathenau. Repräsentant, Kritiker und Opfer seiner Zeit, Göttingen–Zürich–Frankfurt am Main 1979, 10/11; „Er (Walther Rathenau, H.R.) präsentierte sein Weltbild der Menschheit nicht als großer Intellektueller, der von Beweis zu Beweis, von Statistik zu Statistik, von Erfindung zu Erfindung eilt, sondern als Künstler, der das Ganze mit einem Ruck, eben als Ganzes, als Abbild einer einmaligen inneren Vision hinausstellt.“ Harry Graf Kessler, Walther Rathenau. Sein Leben und sein Werk, Frankfurt am Main 1988, 11. Dass Rathenau auf eine sehr eigentümliche Weise in der Figur Arnheim jr. in Musils „Mann ohne Eigenschaften“ auftaucht, bedarf einer behutsamen Ausdeutung.

³¹ Zu Gottls besonnener und epistemologisch ansprechender Kritik am Formalismus der Ökonomie im Namen eines vernünftigen Lebens siehe, Hermann Rauchenschwandtner, Die erkenntniskritische Grundlegung der Ökonomie am Leitfaden der Bedarfsdeckungswirtschaft Friedrich von Gottl-Ottlilienfelds, in: Michael Benedikt et al. (Hg.), Verdrängter Humanismus – Verzögerte Aufklärung, Bd. 4, Philosophie in Österreich 1920 – 1951. Wien 2005; ders., Soziale Erkenntniskritik, Wesenswirtschaft und nationalsozialistische Weltanschauung mit besonderer Berücksichtigung von Josef Back, in: Nils Goldschmidt (Hg.), Wirtschaft, Politik und Freiheit. Freiburger Wirtschaftswissenschaftler und der Widerstand, Tübingen 2005; sowie ders., Wirtschaft zwischen Erkenntniskritik, Hermeneutik und Ontologie am Leitfaden der Bedarfsdeckungswirtschaft von Friedrich von Gottl-Ottlilienfeld, Diss., Wien 2002.

³² Ders., Wirtschaft erleben. Phänomenologie und Ökonomie, in: Hans-Helmuth Gander/Nils Goldschmidt/Uwe Dathe (Hg.), Phänomenologie und die Ordnung der Wirtschaft. Edmund Husserl – Rudolf Eucken – Walter Eucken – Michel Foucault, Würzburg 2009.

sonderbare Texte herangezogen werden. Ist demnach eine ökonomische Praxis noch möglich, die weder Technik noch Therapie ist, eine Praxis, die sich nicht an einem *spoudaios*³³, einem Wohlgesinnten und Wertvollen, ausrichtet, sondern ein soziales Feld bestimmen kann? Praxis, die demnach die Anderen nicht als narzisstische Aufzeichnungsfläche³⁴ eines Ideal-Ichs benützt, sondern zugleich eine Urteilsform hervorbringt, die moralische Geltung beansprucht. Dies ist die mehr denn je zeitgemäße Erbschaft der schottischen Moralphilosophie: Auf dem Boden der Gefühle Urteile abzuleiten mit dem Anspruch, allgemeinverbindlich zu sein, ohne eine gefühlsmäßige Sittendiktatur oder einen „Glücksdespotismus“ (Kant) zu installieren.

Gegen das Glück³⁵ – und das Glück ist ein Rückfall hinsichtlich einer modernen Ausweitung moralischer Rechtfertigungen³⁶ –, welches gegenwärtig das soziale und vor allem ökonomische Gerede zu dominieren droht, wurde demnach je von zwei Seiten ein maßgeblicher Einwand erhoben: von Seiten Kants souverän mit dem Hinweis, dass das Glück sich als empirisches Gefühl nicht zu einem Sittengesetz eigne, dieses zu einem „Glücksdespotismus“ führe, und von Seiten Humes und Smiths, dass erst ein Erkenntnismittel und ein prozeduraler Modus konstituiert werden müssen, die Bedingung der Möglichkeit einer moralischen Vereinbarungsperspektive sein können. Das soziale Band setzt demnach moderate Gefühle voraus: Ein temperierter Eigennutz ist die Folge dieser Praxis und die Voraussetzung der Ökonomie. Gier ist eine Fehlform und nicht zu billigen. Nur indem jeder nicht nur andere billigt, sondern auch als billigenswert im Blick des Anderen erscheint, ist die wechselseitige Begründungspflicht der Moral eingebracht. Ungeachtet dieser Einwände fiel schon bei den Utilitaristen die Moral auf die Ebene einer Technik des Glücks – im Gegensatz zum Glück des Schweins³⁷ – herab. Und ferner ist das Glück gegenwärtig auf dem Sprung, sich in einen umfassenden normativen Imperativ zu verwandeln.

³³ Pierre Aubenque, *Der Begriff der Klugheit bei Aristoteles*, Hamburg 2007, 55ff.

³⁴ „In der Welt des Managements ist der Narzißmus die am meisten beanspruchte psychische Instanz, im Gegensatz zur hierarchischen Welt, die sich massiv an das Über-Ich wandte“. Alain Ehrenberg, *Das Unbehagen in der Gesellschaft*, Frankfurt am Main 2011, 383, Anm. 50.

³⁵ Nach den langen moralphilosophischen Glücks-Umwegen und -Reisen fand gegenwärtig der Glücksdiskurs seinen scheinbar natürlichen Ort in den Gehirnregionen: „Wir können also die Unterschiede in der Aktivität des linken und rechten Stirnlappens als eine Art natürliches Maß der Glücksempfindung eines Menschen nehmen. [...] Die Hirnforschung beweist also, dass die Wahrnehmung von Glück und Schmerz etwas Objektives ist.“ Richard Layard, *Die glückliche Gesellschaft*, Frankfurt am Main-New York 2005, 32/33; zum ökonomischen Glücksdiskurs siehe, Hermann Rauchs, *Die Genealogie und Bildung des Glücks: Moralphilosophie, Ökonomie, Finanzbildung*, in: Peter Mooslechner/Vanessa Redak/Martin Schürz/Elisabeth Springler (Hg.), *Auf der Suche nach dem Selbst. Finanzmärkte, Individuum und Gesellschaft*, Marburg 2009. Skepsis gegenüber dem Glücksdiskurs ist zudem geboten, da es ja auch ein Glück der Sorglosigkeit gibt, namentlich das Glück von „Hans im Glück“: „Die ganze Reise wird für ihn eine Überwindung der Sorge durch den Tausch. [...]: „Ist er, Hans, nicht in mehrerem Sinne einfältig? Er glaubt immer schon gewünscht zu haben, was ihm im Tausch erst zufällt. [...] Opfert er nicht die Vor-sorge der Sorglosigkeit auf, indem er dem Wunsch des Augenblicks, dem momentanen Schicksal, dem Augenblick des Wunsches nachgibt?“ Hans-Dieter Bahr, *Über den Umgang mit Maschinen*, Tübingen 1983, 385f.

³⁶ Ernst Tugendhat, *Problem der Ethik*, Stuttgart 1986, 40ff.

³⁷ John Stuart Mill, *Das Nützlichkeitsprinzip*, in: John Stuart Mill, *Gesammelte Werke*. Autorisierte Übersetzung unter der Redaktion von Theodor Gomperz, Aalen 1968, 134.

Die Herkunft der modernen Ökonomie

Die ökonomische Theoriegeschichte ist gelegentlich durchdrungen von mythologischen Schöpfungsmythen: Wie dereinst Schumpeter lakonisch meinte, dass Carl Menger „ursachelos“ als Stifter eines neuartigen ökonomischen Diskurses erschien, so überantwortet ein ökonomischer *common sense* die Gründung der modernen Ökonomie einem, überwiegend nur einem Adam. Adam³⁸ Smith sei jener, der aus dem Schatten des *mercantile systems* in die Lichtung einer eigenständigen Wissenschaft hinaustrat: Gleichmaßen Gegenstand als auch Methode wurde somit jäh konstituiert. Plötzlich – so scheint es – wurde das merkantile sowie das kameralistische Wissen entwertet und wurden die Vorgaben einer *policywissenschaftlichen* Sorge um das Glück der Untertanen entkräftet.³⁹ So als führe die Erkenntnis einer einfachen platonischen Wahrheit schlagartig zu einer radikalen Veränderung des Wissens und der Praxis: Die Wahrheit sei je eine Wahrheit des Marktes, bestehend aus Subjekten mit einem maßvollen Eigeninteresse. Ist nun das Eigeninteresse der Einzelnen maßvoll und könne zudem erwartet werden, dass auch die anderen eigennützig handeln und alle ihre Leben *from the womb to the grave* zu verbessern suchen, dann sei das Ergebnis unbeabsichtigt eine Wohlfandsoptimierung.

Die Konstitution und „Veridiktion“ (Foucault) des Marktes als Gegenstand der Ökonomie mit dem Ergebnis, dass die Regierenden erkennen mussten, ihr Wissen sei diesbezüglich unzureichend, besitzt indes eine Vorgeschichte. Was sind denn Interessen? Wodurch unterscheiden sich die Interessen von einem Willen und den Kräften der Natur? Wie können sie sich in einem sozialen Raum so verteilen, dass sie in einen „concord“⁴⁰ einstimmen? Das Offensichtlichste und Selbstverständlichste, nämlich die Interessen, sind das Fragwürdigste. Sie sind zwar irreduzibel, aber nicht von Natur aus ein genuiner Antrieb der Menschen, sondern Antrieb und Effekt der Interessen anderer *zugleich*. Adam Smith stellte eine *theatralische Dramatik* der Interessen vor, die als solche auch erkannt wurde (G. E. Lessing). So emanzipierte sich die moderne Ökonomie nicht von anderen Diskursen insgesamt, sondern wurde moralphilosophisch fundiert. Eine „Theorie der ethischen Gefühle“ ist für den Aufbau der modernen Marktgesellschaft um 1800 unverzichtbar.

Von Natur aus ist die Sympathie, die Interessen der Einzelnen indes sind nicht naturgemäß. Einzig die spektakuläre Verallgemeinerung des bloß individuellen Interesses ist als Grundlage der Ökonomie anzusetzen: Nur indem die Interessen gleichsam republikanisch, aber ohne Installierung eines *citoyen*, einander vermitteln, einen Konnex stiften, d.i. einen sozialen intersubjektiven Raum aufspannen, ist ein ökonomisches Domizil eingebracht. Dieses

³⁸ Der zweite Adam – Adam Ferguson – verdient indes genauere Beachtung, da er doch die immanente Konsistenz des Systems der Einzelinteressen – die bürgerliche Gesellschaft – nachwies, wobei der Zusammenhalt der bürgerlichen Gesellschaft durchwegs als *fragwürdig* erscheint. Sofern die Einzelinteressen zu maßlos werden, also die Gier die ökonomischen Subjekte vorantreibt, ist das soziale Band gefährdet. Adam Ferguson, *An essay on the history of civil society* [Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft], Leipzig 1768.

³⁹ Hermann Rauchenschwandtner, *Vereinnahmungen und Verausgabungen. Prolegomena zu einer transzendental-anthropologischen Ökonomie*, in: Cornelius Zehetner, et al. (Hg.), *Achtung vor Anthropologie*. Wien 1998, 277-290.

⁴⁰ Bekanntlich spricht Adam Smith nicht von einer Harmonie der Interessen in seinem moralphilosophischen Hauptwerk, sondern von einem *concord*.

Domizil repräsentiert sich demnach in der Beziehung der einzelnen Interessen, es drückt sich in der wechselseitigen Mäßigung der Affekte aus. *Impartial spectator* und *invisible hand* umgrenzen das ökonomische Modell, das die Vielzahl der Interessen zum Ausdruck bringt. Gleichwohl ist der Begriff der Erfahrung leitend; aber welche Erfahrung – ist denn ein Affekt zu erfahren? Erfahrung setzt demnach eine Repräsentation voraus, die den Konnex der Interessen auf den Begriff bringt, ein Konnex, der selbst nicht zu erfahren ist. Die Moralphilosophie auf Basis der Sympathie ist demnach eine Theorie, in der eine Mäßigung der Affekte zum Ausdruck kommt. Jenes sympathetisch vorgestellte soziale Band definiert zugleich einen Raum der Unsichtbarkeit, der somit buchstäblich auch nicht vorgestellt werden kann.

Bevor aber die Ökonomie *unsichtbar* wird und somit einer anderen Steuer- und Regelung bedarf – und auch die Unsichtbarkeit ist zu steuern oder steuert sich selbst –, *ist das Ausblenden der merkantilen Sichtbarkeit vor das Auge zu stellen*. Ökonomie ist im merkantilen System eng mit der Konstitution des Staates verbunden, aber was ist der Staat? Besitzt er Innereien, die man anatomisch freilegen könnte? Nein, auch der merkantile Staat besitzt keine Innereien, er erhält seine Präsenz nur durch ein Werden, seine Form nur durch Information: „Der Staat ist damit nicht ein für allemal gesetzt und gegeben, sondern im Selbstbezug einer Wissensrelation beständig in Bewegung und beständig zu novellieren.“⁴¹ Der Staat ist demnach keine Abbildung konkreter Objekte, sondern bringt diese erst hervor. Die Kenntnisse über den Staat, seine territoriale Beschaffenheit und die Eigenschaften der Population gehen nicht in ein staatliches Wissen ein, sondern werden hervorgebracht: „Diese Diagramme entwerfen ein spezifisches Feld der Sichtbarkeit, das seine Objekte nicht abbildet, sondern über konkrete Operationen hervorbringt und schließlich überschaubar macht.“⁴² Der Staat ist somit eine Regelung und Steuerung, wobei das zu Steuernde erst als Objekt der Steuerung hervorgebracht werden muss. Er ist eine Informationsmaschine, der den *Algorithmus* und das Kalkül der Informationsgenerierung erst erfinden muss.⁴³ Die merkantile Informationspolitik ist demnach nicht nur ein bloßes Aufnehmen, Sammeln oder Verzeichnen von Erfahrungen, die im enzyklopädischen Wissen vermerkt werden, sondern sie ist eminent eine Operation, wobei die abgebildeten Dinge dem Modus der Abbildung nachträglich sind. Funktionen, Symbole, allgemein: Zeichen stellen nicht dar oder repräsentieren wie ein Karte das Abzubildende, sondern bringen Objekte hervor und machen diese sichtbar.

Eingedenk Kants Deduktion, dass eine Anschauung ohne Begriffe blind sei, ist ein vorkritischer *Symbolismus* dennoch produktiv:

*Besonders bei einer längeren Untersuchung (analysis) schauen wir nicht zugleich die ganze Natur einer Sache, sondern gebrauchen statt der Dinge Zeichen (signi), deren Erklärung wir während des jeweiligen Erkenntnisvorgangs der Kürze halber zu unterlassen pflegen [...] Eine solche Erkenntnis, die wir sowohl in der Algebra als auch in der Arithmetik, ja fast überall gebrauchen, pflege ich blind oder auch symbolisch zu nennen.*⁴⁴

⁴¹ Joseph Vogl, *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*, München 2002, 59.

⁴² Ebenda, 62f.

⁴³ Zu einer statistischen „Staatsvermessung“ siehe Éric Brian, *Staatsvermessungen. Condorcet, Laplace, Turgot und das Denken der Verwaltung*, Wien–New York 2001.

⁴⁴ Gottfried Wilhelm Leibniz, *Meditationes de cognitione, veritate, et ideis*, zit. nach Bernhard Siegert, *Passage des Digitalen*, Berlin 2003, 169.

Eine Staatstafel *repräsentiert* die Konnexion der Dinge, indem sie Formeln über die Dinge sprechen lässt, indem aber auch die Dinge in den Formeln sich *aussagen*: „Denn das ist das Amt einer Tafel, daß die Connexion der Dinge sich darin und einmal fürstellt.“⁴⁵

Worin liegt aber die Erkenntnis eines blinden Symbolismus von Zahlen und Charakteren (Zeichen)? Zum einen ist die Zahl nur als Relation zu einer anderen Zahl denkbar. Jene empirische, frische Logik eines John Stuart Mill, die Zahl immer schon an das Zählen zu binden, so als sei die Arithmetik ein Zählen von Pfeffernüssen⁴⁶, fällt hier zurück. Symbolisch erkennen meint, dass sich im Symbol etwas Anderes, aber Ähnliches ausdrückt. Ein Gegenstand des Ausdrucks ist demnach nicht x-beliebig, sondern nur dann zu denken, sofern dieses x eine Variable einer Funktion ist. Nur eine Analogie rechtfertigt den Ausdruck einer Sache:

So drückt z.B. das Modell einer Maschine die Maschine selbst aus, eine Rede drückt Gedanken und Wahrheiten aus, Zeichen drücken Zahlen aus (characteres exprimunt numeros), eine algebraische Gleichung drückt einen Kreis oder eine andere Figur aus: und weil diese Ausdrucksweisen (expressiones) etwas gemein haben mit der Beschaffenheit des ausgedrückten Dinges, können wir zum Wissen um die Eigenschaft des ausgedrückten Dinges gelangen. Woraus folgt, daß das, was etwas ausdrückt, nicht notwendig von gleicher Art wie das Ausgedrückte sein muß, sofern nur eine gewisse (Ähnlichkeit) zwischen beiden gegeben ist.⁴⁷

Wie sind also Informationen möglich, die einen Raum der Sichtbarkeit stiften? Tabellen, unendliche Reihen, Kalküle sind die Zeichen, die einen Staat, dessen Territorium und seine Bevölkerung zum Ausdruck bringen. Die Bevölkerung, und nicht das Volk. Das staatliche Wissen ist keine Abbildung eines konkret vorliegenden Wissens, sondern setzt erstens den Modus der Abbildung fest und konstituiert zweitens den Gegenstand der Abbildung: „Die Frage nach der Form, durch die man die Wahrheit ergründet, ist hervorgegangen aus der Frage nach den Archivierungstechniken, durch die man abwesende Dinge kontrolliert, beschreibt bzw. definiert.“⁴⁸

Die Staatstafeln Leibniz' drücken demnach ein Wissen aus, das in die Informationspolitik des Staats eingefügt wird. Demnach wird der Staat, er formiert sich, indem er sich informiert. Welche Objekte sind aber nun charakteristisch für den merkantilen Diskurs? Gewiss Gold und Silber:

Für das klassische Denken, das sich damals bildete, ist das Geld das, was die Reichtümer zu repräsentieren gestattet. Ohne solche Zeichen würden die Reichtümer unbeweglich, nutzlos und sozusagen stumm bleiben. Gold und Silber sind in diesem Sinne Schöpfer all dessen, was der Mensch begehren kann. [...] Genau wie in der Ordnung der Repräsentation müssen die Zeichen, die sie ersetzen und analysieren, ihrerseits Repräsentationen sein, das Geld kann nicht die Reichtümer bezeichnen, ohne selbst ein Reichthum zu sein.⁴⁹

Aber im Operationsfeld der *Policey* ist es vor allem die Bevölkerung, deren Eigenschaft des Glücks im policeywissenschaftlichen Wissen zum Ausdruck gebracht wird. Der merkantile

⁴⁵ Ebenda, 172.

⁴⁶ Ernst Cassirer, Substanzbegriff und Funktionsbegriff, Darmstadt 1990, 37.

⁴⁷ Leibniz, Quid sit idea, zit. nach Siegert, Passage des Digitalen, 181.

⁴⁸ Ebenda, 167.

⁴⁹ Michel Foucault, Die Ordnung der Dinge, Frankfurt am Main 1974, 224.

Natmeßnig/Schmid-Schmidfelden (Hrsg.)

Familienunternehmen

Ökonomie, Geschichte, Werte

Was macht Familienunternehmen auch im 21. Jahrhundert zu einem erfolgreichen Modell? Was sind die besonderen Stärken, die zu Langlebigkeit und Krisenresistenz führen? Antworten darauf geben Autoren aus Wissenschaft und Praxis.

Nachhaltigkeit, ein vielbemühter Begriff, bedarf speziell in Zeiten der Krise eines festen Wertgefüges, so Dominik Gnirs.

Welche Bedeutung haben die Lehrsätze der modernen ökonomischen Theorie im Zeitverlauf, dieser Frage geht der Ökonom Hermann Rauchenschwandtner nach und entwirft gleichzeitig eine facettenreiche Kritik.

Wilfried Stadler, Ex-Vorstand der Investkredit, zeigt die Folgen der Finanzkrise von 2008 auf und skizziert die neuen erfolgreichen Finanzierungsstrategien von Familienunternehmen. Die beiden Professoren der IESE Business School (Barcelona) Heinrich Liechtenstein und Josep Tàpies beleuchten den Stellenwert von Familienwerten als besondere Kennzeichen der Unternehmenskultur in Familienunternehmen.

Die Wirtschaftshistorikerin Charlotte Natmeßnig zeichnet die Geschichte der nunmehr in der neunten Generation in Österreich tätigen Familie Schmid-Schmidfelden als Familienunternehmen und Unternehmerfamilie nach.

Der Wirtschaftshistoriker Peter Eigner zeigt in seinem Überblick über die wirtschaftliche Entwicklung Österreichs vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis heute die Rahmenbedingungen auf, die die wirtschaftlichen Aktivitäten der Familie Schmid-Schmidfelden prägten.

Die Herausgeber:

Charlotte Natmeßnig, Wirtschaftshistorikerin, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Wirtschaftsuniversität Wien.

Veit Schmid-Schmidfelden, Geschäftsführender Gesellschafter der Schmid-Schmidfelden Beteiligungs GmbH.

